

Abschied vom Heil

Der Titel mag im ersten Hinsehen verstörend wirken. Denn wer wünscht sich nicht, ein möglichst gesundes und zufriedenes Leben zu führen? Was sollte es für einen Grund geben, nicht danach zu streben, das „Heil“ zu finden? Die Idee eines Daseins ohne Leiden, Mangel und Krankheit scheint sich zwangsläufig aus unserer Erkenntnis heraus zu ergeben, dass wir im Leben eben genau dies zu erdulden haben: Oft genug erfüllen sich unsere Wünsche und Bedürfnisse nicht, wir werden krank, wir sehen uns ausgeliefert und hilflos. Wir meinen, dieses und jenes unter Entbehrung und Schmerz hinnehmen zu müssen, um „gerade noch so“ überleben zu können. Wer eine Krise durchlebt hat, wird vermutlich zustimmen, wenn ich behaupte, dass sich diese Erfahrung in die Seele „einbrennt“.

Zu unserem eigenen Schutz werden schmerzhaftere Erinnerungen abgespeichert, um zu gewährleisten, dass wir achtsam bleiben und Sorge für uns tragen. Quasi ein tief in uns verankertes Programm, evolutionär bedingt, um zu erkennen, wann wir uns in Gefahr befinden und wo wir uns bedroht fühlen sollten, Leid zu erwarten. In Beratungen und Therapien höre ich entsprechend regelmäßig den Wunsch von Klientinnen und Klienten, etwas möge „aufhören und vorbei sein“, häufig verbunden mit der Erwartung, dass ein psychologisch oder therapeutisch geschulter Experte die Macht habe, all die Ängste, Trauer oder Hilflosigkeit zu entfernen wie der Chirurg einen Tumor. Durch eindeutige Erklärungen und eine möglichst rasche und potente Behandlung sollen „Defizite“ behoben werden, soll die Bitterkeit einer Lebenswirklichkeit getilgt werden, die viele Sehnsüchte unerreichbar werden lässt. So sehr dies nachvollziehbar ist, so sehr drängt sich mir häufig die Frage auf: „Wer aber könnte dieser Mensch, der hier vor mir sitzt, sein, wenn ihm dieser Wunsch erfüllt würde? Wäre er oder sie dieselbe Person, mit all ihren/seinen Fähigkeiten, Erfahrungen, Ressourcen, wenn das verschwände, was zum Einsatz eben dieser Fähigkeiten auffordert?“ Oder, anders gesprochen: Dort, wo ich leide und ebenso dort, wo ich zufrieden bin, offenbart sich häufig auch meine Kraft.

Man könnte sagen, dass wir in einer Zeit leben, in der wir glauben, uns selbst stets einen Schritt hinten nach zu sein, da wir nicht ausreichend sportlich sind, uns nicht gesund genug ernähren, unsere Laster so schwer aufgeben und jederzeit eine Verantwortung übersehen könnten, die wir noch zu erfüllen haben. Und bei all der Energie, die wir dafür aufwenden,

unseren Idealen zu entsprechen, wird allzu leicht die Frage übersehen, ob uns so ein Dasein voller Eile und „Mangelhaftigkeit“ überhaupt zufrieden machen kann.

Der französische Philosoph Albert Camus (1913 – 1960) hat sich in seinem Buch „der Mythos des Sisyphos“ mit dieser Frage auseinandergesetzt. Er betrachtet dabei die griechische Parabel von König Sisyphos, der zur Strafe, dass er den Tod mehrfach überlisten konnte, dazu verurteilt ist, bis in alle Ewigkeit in der Unterwelt einen Fels bergan zu rollen. Wann immer der Gepeinigte aber kurz davor steht, den Gipfel mit seinem Stein zu erreichen, entgleitet ihm dieser und die mühevolle Arbeit beginnt erneut. Eine sinnlose Leerlaufhandlung, die ewige Wiederholung des Gleichen, um ein anderes Ergebnis zu erzielen – der sprichwörtliche „Wahnsinn“, wie Albert Einstein es bezeichnet hat. Und doch bietet Camus für diese tragisch anmutende Geschichte eine tröstlichere Deutung an: Für ihn wird Sisyphos zum Sinnbild des menschlichen Entwicklungsstrebens, das sich selbst genug wird, da es die einzige Gewissheit bleibt, die zwischen Geburt und Tod vorzufinden ist.

Möglicherweise wird nun jemand, der diese Zeilen liest, mich als zynisch bezeichnen wollen, könnten sie doch auch so verstanden werden, dass „eh alles passt und man halt aushalten muss“, was an Schicksalsschlägen das Leben einem zuträgt. Doch genau diese Schlussfolgerung will ich vermieden wissen, wenn ich auf das angesprochene Entwicklungsstreben hinweise: denn Sisyphos, der scheinbar Gefangene einer absurden Prüfung, trifft immer wieder die Entscheidung für die Auseinandersetzung und das Tätig-Sein; er ist keiner, der sich einfach ergibt und sich im Schatten des schweren Steins versteckt. Er hat seinen ganz persönlichen Kampf, den er aufnimmt ungeachtet des Ausgangs. Dort, wo er Heil erwartet hat, erkennt er nunmehr eine Aufgabe, die ihm zugedacht wurde. Nicht der erlösende Gipfel wird zum Orientierungspunkt, sondern der Aufstieg dorthin, im Zuge dessen er Entbehrung und Anstrengung ebenso erfährt wie die Stärke und Opferbereitschaft, die er dafür aufzubringen imstande ist.

In dieser Betrachtungsweise bleibt Sisyphos letztlich Sieger über jene Götter, die ihn strafen wollten: Er verweigert den Wunsch nach dem endgültigen Heil, der ihn verzweifeln lassen soll, und widmet sich dem, was er vorfindet und bewirken kann. Mit anderen Worten: „Heil“ sind wir vielleicht bereits, indem wir unser Leben zu gestalten versuchen.